

6 ERGEBNISSE DER EXPERTENINTERVIEWS

Wesentliche Ergebnisse der Experteninterviews sind bereits in die Interpretation der Klientelbefragung eingeflossen. Bei der Umsetzung einer berufsbezogenen Perspektive für Wohnungslose kommt den Akteuren der Wohnungslosenhilfe eine entscheidende Rolle zu. Daher geht dieses Kapitel der Frage nach, welche (handlungsleitenden) Orientierungen - bezogen auf eine berufliche Integration von Wohnungslosen - unter Vertretern und Vertreterinnen der Angebotsseite ermittelt werden können. Abschließend wird in einer komparativen Analyse eingeschätzt, inwieweit diese Orientierungen der Betroffenenperspektive entsprechen resp. widersprechen und welche Kongruenzen, Diskongruenzen zu den im historischen Teil herausgearbeiteten Kriterien bestehen.

Die Sicht der Experten und Expertinnen konzentriert sich auf bestimmte Zielgruppen, Folge der Ausdifferenzierung und Spezialisierung des Hilfesystems. Die Darstellung der Expertenorientierungen folgt dieser Systematik auch vor dem Hintergrund, dass sich die verschiedenen Klientengruppen in relevanten Merkmalen wie der Stellung im Lebenszyklus, dem Geschlecht und der Wohnsituation (betreutes Wohnen, Heim oder „Platte“) unterscheiden.

6.1 *Betreutes Jugendwohnen*

Die berufliche Integration der Jugendlichen wird gleichermaßen als ein schwieriges Unterfangen eingeschätzt. Als Integrationsbarrieren werden gesehen:

- Die Lebenssituation der Jugendlichen wird charakterisiert als eine mit vielschichtigen Problemlagen, die unvereinbar erscheinen mit einem ‚normalen‘ Berufsleben. Verstrickung mit Drogen, kriminalisierbare Aktivitäten und Verschuldung paaren sich mit einem schlechten physischen Zustand, der zusätzlich strapaziert wird durch riskantes Gesundheitsverhalten. Oftmals liege eine psychische Störung vor. Als problematisch für einen Ausstieg aus der Obdachlosigkeit wird weiterhin die Milieubindung gesehen. Cliques und Szenen besitzen für die Jugendlichen eine stabilisierende und identitätsstiftende Funktion. Sie sind soziale Orte, in denen die Jugendlichen nach der Flucht aus einem konfliktbeladenen Elternhaus oder nach einer Heimkarriere häufig erstmals Anerkennung, das Gefühl der Zugehörigkeit und Solidarität erfahren. (vgl. Permien/ Zink 1998) In Zeiten der Obdachlosigkeit können sie überlebensnotwendig sein. Eine Lösung aus diesen sozialen Zusammenhängen fällt schwer, zumal keine alternativen sozialen Kontakte aufgebaut wurden. Aus Expertensicht verhindert gerade das Verhaftetsein im sozialen Umfeld einen Ausstieg aus der Wohnungslosigkeit bzw. Vereinigungstendenzen führen wieder zurück in die Wohnungslosigkeit.
- Zentral ist unter den Experten und Expertinnen aus dem Jugendbereich die Orientierung, dass die Entwicklung sozialer und persönlicher Kompetenzen Voraussetzung für eine erfolgreiche berufliche Integration ist. Typische Lebensumstände (familiäre Konflikte, Heimkarrieren), die in die Wohnungslosigkeit führen, gehen aber damit einher, dass für eine Integration erforderliche Kompetenzen erst gar nicht ausgeprägt werden konnten. Die den Jugendlichen fehlenden

Kompetenzen sind aus Expertensicht vielfältig: Konflikt- und Beziehungsfähigkeit, Selbstvertrauen und Zuversicht. Nicht vorhanden seien auch Kompetenzen, den Alltag selbständig zu bewältigen und damit dauerhaft eine Wohnung unterhalten zu können, Zeit zu strukturieren, den Tag (jenseits kriminalisierbaren, milieugebundenen Handelns) sinngebend zu füllen und Zeit sinnhaft zu erleben. Erschwerend wirkt nach Ansicht der Experten, dass die Jugendlichen in den meisten Fällen noch nie eine eigene Wohnung hatten. Für eine berufliche Integration seien die Jugendlichen nicht motiviert, zumal sie keine berufsbezogenen Zukunftsvorstellungen entwickelt haben. Ohne Motivation und Orientierung könne ein Berufseinstieg jedoch nicht gelingen.

Folgende Anforderungen an (berufsbezogene) Integrationsprojekte werden formuliert: Sie sollten kleinschrittig und niedrigschwellig sein. Die Bearbeitung von Drogenproblemen wie auch die Entwicklung sozialer Kompetenzen müssen integrale Bestandteile sein. Die Wohnformen (z.B. WGs) sollten der Gefahr einer Vereinsamung entgegenwirken. Arbeitsangebote ohne Zwangscharakter mit attraktivem Arbeitsinhalt und flexiblen Arbeitszeitformen könnten motivierend wirken. Vorausgehen muss eine Orientierungsphase, z.B. in Form von Probepraktika, in der die Jugendlichen Gelegenheit haben, ihre Neigungen herauszufinden. Dem liegt eine intrinsische Berufseinstellung, die auch den Jugendlichen zugeschrieben wird, zugrunde. Damit ist aus Expertensicht maßgeblich für einen Teilnahmeerfolg, dass die Jugendlichen Berufsziele und -vorstellungen entwickeln, die sie positiv besetzen können.

Die Experten unterscheiden sich in ihrer Orientierung, welche Rolle soziale Betreuung im Integrationsprozess spielt. Hier stehen sich ein stark fürsorglicher ausgerichteteter Ansatz und die Auffassung gegenüber, den jungen Klienten und Klientinnen mehr Handlungsspielräume zu geben. Zur Veranschaulichung sollen jeweils Auszüge aus den schriftlich protokollierten Interviews herangezogen werden:

Nr. 1: Den Jugendlichen fehlen die Grundlagen, den Alltag zu bewältigen. Es fällt ihnen schon schwer, morgens aufzustehen. Nötig ist eine intensive Betreuung, „dass sie wissen, was sie den Tag lang machen sollen“. Die Begleitung zu Ämtern u.ä. ist wichtig, da sie alleine sehr unsicher sind... Die Perspektive, eine Wohnung und Arbeit zu haben, ist für die meisten nicht mehr vorstellbar. Projekte brauchen daher Vorlauf, um die Jugendlichen z.B. über Streetworker zu motivieren. Die Bewältigungsstruktur ermöglicht kein dauerhaftes Wohnen in einer Wohnung, die Jugendlichen sind immer wieder phasenweise wohnungslos.

In der Vorstrukturierung des Tages durch den Betreuer wird der Schlüssel zur Behebung der fehlenden Qualifikation der Zeitstrukturierung gesehen. Der Verlust bzw. das Nichtvorhandensein von (Selbst-) Sicherheit und Handlungsautonomie wird ebenfalls als durch Betreuung („Begleitung zu Ämtern u.ä.“) kompensierbar betrachtet. Motivation zur Arbeit muss erst erzeugt werden - wiederum exterior durch einen Streetworker (per verbaler Überzeugungskraft).

Nr. 2: Motivationshemmnisse sind, dass sich die Jugendlichen überbetreut fühlen. Sie wollen ohne Bevormundung sein. Resultat der Überversorgung ist oft eine Betreuungsresistenz. Erfolgreich zu sein bedeutet ja auch Ablösung aus der betreuten Familie. Die Jugendlichen sollten genügend Raum haben sich auszuprobieren.

ren. Sie benötigen eine lange Selbstfindungsphase.

(Über) Betreuung setzt diese Expertin dagegen mit Bevormundung gleich, d.h. dass die Jugendlichen in ihrer Entscheidungsfreiheit und Handlungsautonomie eingeschränkt werden. Sie setzt der Betreuung kein alternatives Konzept entgegen (z.B. Selbstverwaltung), aber plädiert für Freiräume, in denen sich die Jugendlichen entfalten (und der betreuten Familie entwachsen) können. Sie bewertet die Ablösung - gleich der Abnabelung eines Kindes von der Mutter - als Maßnahmeerfolg.

6.2 Fraueneinrichtungen

Die Auffassungen der Expertinnen, ob eine berufliche Integration für (auf der Straße lebende) Frauen in Frage kommt, gehen auseinander. Während eine der beiden Expertinnen aus dem Frauenbereich einen Arbeitsplatz als Bedingung für einen erfolgreichen Ausstieg aus der Wohnungslosigkeit sieht, schätzt die andere Expertin ein Arbeitsangebot als zu hochschwierig ein. Gemeinsam ist beiden Expertinnen die Orientierung, dass ein Ausstieg aus der Wohnungslosigkeit nur gelingen kann, wenn die Frauen dafür motiviert sind. Sie unterscheiden sich aber in ihrer Beurteilung, ob eine solche Motivation und Potenzial zur Veränderung gegeben sind oder nicht. Auch hier wiederum sollen Zitate aus den Interviews die verschiedenen Orientierungen verdeutlichen.

Nr. 6: Die Frauen sollen wieder lernen, für sich selbst zu sorgen: selbst Frühstück machen, selbst kochen, selbst waschen. Sie haben verlernt, Verantwortung für sich zu übernehmen, die Dinge des Alltags zu erledigen... Eine einzige der derzeitigen Klienten möchte wieder arbeiten. Sie redet immer davon, dass sie zu Ende studieren möchte. Die Frauen haben eine Meisterschaft im Überleben entwickelt. Eine der Frauen z.B. weiß, wieviel Gepäck sie mitnehmen muss, um nicht aufzufallen und um zu überleben. Sie pflegt sich, versucht sich, gesund zu ernähren. Sie verbringt den Sommer draußen in Strandkörben, im Schlafsack. Frauen, die lange draußen leben, können nicht mehr in vier Wänden leben. Eine Motivation zur Veränderung des Lebensstils ist kaum gegeben, eher zur Optimierung des momentanen Lebens.

Das Leben auf der Straße erfordert die Aneignung milieuspezifischer Überlebensstrategien und Orientierungen. Unter den extremen Bedingungen des Straßenlebens sind die Frauen gezwungen, sich rasch neues handlungspraktisches Wissen anzueignen, und es vollzieht sich ein Prozess der Habitualisierung kultureller Praktiken, die auf der Straße überlebensnotwendig sind. Die Gefahr, zur „ewigen Wanderin“ zu werden und keinen Ausstieg aus der Obdachlosenkarriere zu finden, ist dabei groß. Das Selbstvertrauen und die Motivation, wieder ein an Mehrheitsnormen orientiertes Leben führen zu können, gehen zunehmend verloren und sind nach Ansicht der Expertin bei ihren Klientinnen nicht mehr vorhanden.

Nr. 5: Das Hilfesystem funktioniert anders bei Frauen als bei Männern. Frauen sind psychisch stärker, auch die, die ganz unten sind. Frauen sind selbstständiger. Es fehlt ein Instrument, wenn Frauen ‚raus‘ wollen, dass dann ein Arbeitsplatz da ist. Die Frauen sind oftmals soweit unten, dass sie sich nichts mehr zutrauen, sich nicht mehr konkurrenzfähig fühlen. Sinnvoll ist für Frauen, Arbeit in den einschlägigen Treffs anzubieten bzw.

zu vermitteln. In Einrichtungen, die die Frauen kennen, denen sie vertrauen... Die Frauen sind überwiegend arbeitslos, einige finden dann aber Arbeit. Frauen, die gZA schon hinter sich haben, haben eine große Chance, ein ‚normales‘ Arbeitsverhältnis aufzunehmen. Insbesondere Frauen mit Kindern sind ohne Arbeit. Sozialhilfe und Schwarzarbeit - das ist lukrativer. Arbeit hat keinen finanziellen Anreiz, die Frauen haben keine Motivation zu arbeiten. Die Rente ist ohnehin nicht mehr gesichert, also gibt es auch keinen Anreiz, sozialversicherungspflichtig zu arbeiten. Was Arbeit sonst noch attraktiv macht (Kommunikation, Anforderungen usw.) ist gar nicht mehr erfahrbar, vorstellbar.

Der Begriff ‚raus‘ impliziert, dass Wohnungslosigkeit eine Falle ist, wobei der Abwärtstrend eine Eigendynamik besitzt und Anstrengungen erforderlich sind, um sich aus dieser Abseitsfalle zu lösen. Die Expertin verknüpft einen erfolgreichen Ausstieg aus der Wohnungslosigkeit mit beruflicher Integration. Weiterhin dokumentiert sich die Orientierung, dass eine Motivation - die Frauen müssen „wollen“ - für einen Ausstieg vorhanden sein muss und dass es auch Frauen gibt, die „wollen“. Wohnungslosigkeit geht mit einem Verlust an Selbstvertrauen einher, was die Frauen letztlich auf dem Arbeitsmarkt vergleichsweise chancenlos macht. Eine Gruppe mit besonderem Potenzial scheinen Frauen mit Kindern zu sein. Sie gehen - wenn auch ‚schwarz‘ - einer Arbeit nach. Damit verfügen sie über Ressourcen, sich Jobs zu organisieren und diese auch auszuüben. Prinzipiell ist bei ihnen also eine Motivation zur Arbeit gegeben, wenn auch der finanzielle Anreiz für eine sozialversicherungspflichtige Tätigkeit fehlt. Allerdings ist der auf diese Gruppe bezogene Aussagegehalt aus dem Blickwinkel eines missbräuchlichen Umgangs mit dem Sozialhilfebezug eher negativ konnotiert.

Wie bei der Gruppe der Jugendlichen ist ein ganzheitlicher Ansatz erforderlich, der auch Suchtbearbeitung und der Entwicklung von Kompetenzen Raum gibt, einen ‚Normal‘-Alltag zu bewältigen. Als zusätzliches Handikap wirken nach Experteneinschätzung psychische Auffälligkeiten bei nicht vorhandener Krankheitseinsicht. Das soziale Netz ist auch für wohnungslose Frauen Schutzfaktor und gleichzeitig ‚Milieuklammer‘. Angebote müssen daher wie im Jugendbereich alternative soziale Kontakte und einen konstruktiven Umgang mit dem Alleinsein möglich machen. Das geschlechtsspezifische Stigma-Management der Frauen, ihr Außenseiterdasein zu verbergen, erschwert allerdings die Erreichbarkeit dieser Zielgruppe.

6.3 Psychiatrischer Bereich

Expertenmeinungen aus diesem Bereich wurden bereits im Kapitel „Psychische Erkrankungen“ behandelt. Darüber hinaus lassen sich die folgenden maßnahmebezogenen Vorstellungen auf Expertenseite ermitteln.

Die Gestaltung von Integrationsprojekten wird vor allem vom *Schweregrad* der psychischen Erkrankung und weniger von der *Art* der psychischen Störung abhängig gemacht. Im Gegenteil, Expertinnen empfehlen für berufsintegrierende Maßnahmen eine Gruppenmischung von Teilnehmern bzw. Teilnehmerinnen mit unterschiedlichen Problemlagen. Bei einer Homogenität der Problemlagen tritt ein selbstverstärkender Effekt auf, so dass Projekte als die günstigeren erachtet

werden, die z.B. für psychisch kranke und psychisch gesunde Wohnungslose gleichermaßen offen sind, aber auch Personen mit eigener Wohnung ansprechen.

In Abhängigkeit vom Schweregrad der psychischen Erkrankung muss entschieden werden, ob eine *berufliche* Integration überhaupt in Frage kommt. Experten und Expertinnen unterscheiden drei Gruppen hinsichtlich dem Erkrankungsgrad und der damit verbundenen Integrationsperspektive:

1. Für diejenigen mit Chance auf berufliche Eingliederung sollten die damit verbundenen Anforderungen nicht zu hoch gesteckt sein, da *Druck* Kontraeffekte nach sich ziehen kann. Die eher einfachen Tätigkeiten sollten aber nicht typisch arbeitstherapeutische sein, da diese an einen Klinikaufenthalt erinnern.
2. Für einen weiteren Teil der seelisch Erkrankten wird zunächst eine stationsadäquate Wohngemeinschaft für angemessen gehalten. Diese Betreuungsform, die u.a. durch einen stark ritualisierten Tagesablauf charakterisiert ist, hat die Aufgabe, die Klienten "schwollenfähig" für vorhandene Angebote zu machen und eine Rückkehr in das alte Milieu zu verhindern. Gleichzeitig kann diese Wohnform einer Vereinsamung der Klienten und Klientinnen entgegenwirken.
3. Für den Teil der Wohnungslosen mit starken psychischen Störungen wird eine eher pflegerisch orientierte Einrichtung vorgeschlagen, um dem vordergründigen Bedürfnis nach Ruhe und Platz gerecht zu werden. Als Schwierigkeit wird hier allerdings gesehen, dass die meisten der betreffenden Klienten nicht als Pflegefälle eingestuft würden und damit auch keine Ansprüche auf Leistungen der Pflegeversicherung hätten.

Generell wird durch die Experten und Expertinnen eingeschätzt, dass die berufliche Integration kein (vordergründiges) Thema für diese Klientel ist, die im Laufe der Zeit eine hohe Versorgungserwartung entwickelt und z.T. das Hilfesystem als Überlebenstechnik zur Aufrechterhaltung des eigenen Lebensstils instrumentalisiert hat. Als Wege aus dieser Misere werden vorgeschlagen: eine bereichsübergreifende Zusammenarbeit, Fallkonferenzen für die schwierigsten Fälle sowie eine aufsuchende psychiatrische Beratung als niedrigschwelliges Angebot in den Obdächern.

6.4 Erwachsenenbereich

Experten, die vor allem mit alleinstehenden älteren Männern arbeiten, plädieren für ein niedrigschwelliges Arbeitsangebot, das insbesondere die schlechten gesundheitlichen Voraussetzungen dieser Gruppe berücksichtigt.

Nr. 9: Für Ältere, die eine Ausbildung haben, muss es aufgrund der gesundheitlichen Beeinträchtigungen Teilzeitangebote geben. Sie sind in Normalarbeitsverhältnisse nicht mehr reinzukriegen, hier sind Nischenarbeitsplätze zu finden. Typisch sind für diese Altersgruppe auch Alkoholprobleme und häufige Rückfälle. Motivations- und Rückfallphasen lösen einander ab. Vorstellbar sind eine tagelöhnermäßige oder saisonale Arbeit oder auch Urlaubsvertretung.

Die Bedarfe einer beruflichen Integration differieren nach Experteneinschätzung altersbezogen. Bei

den Älteren bestimmen die schlechten gesundheitlichen Voraussetzungen die Anforderungen an einen Arbeitsplatz. Ihr Gesundheitszustand schränkt die Möglichkeit ein, einer Vollzeitbeschäftigung nachzugehen. Ein Ausstieg aus der Suchtkarriere wird nicht gesehen, vielmehr sollten die Arbeitsbedingungen den verschiedenen Phasen eines sich ablösenden Auf und Ab angepasst werden.

Die folgenden Reflexionen eines Experten transportieren die Orientierung, dass - egal wie weit ein Abstiegsprozess vorangeschritten ist - die Realisierung eines Arbeitsangebotes möglich und auch nötig ist. Er ist dabei der einzige, der einen ressourcenorientierten Ansatz expliziert. Mit der Forderung, an vorhandenen Ressourcen zu orientieren und diese zu fördern, folgt er dem Empowerment-Ansatz.

Nr. 7: Zentrales Moment ist die Annahme der Kompetenzen und Handlungsmöglichkeiten und nicht die Förderung einer Versorgungsmentalität. Arbeit sollte Bestandteil des sozialen Integrationsprozesses sein und kein losgelöstes Extra. Sozialfürsorgerische Angebote drücken in die Unmündigkeit, reduzieren die Selbstorganisation (außer auf der Straße). Die Hilfeleistung sollte in Form von Arbeit bezahlt werden. Arbeit ist die Möglichkeit, etwas zu tun und dafür anerkannt zu werden. Ein Einsatz im sozialen Bereich - z.B. in der Notübernachtung - ist möglich. Ein Projekt der Stadtmission am Rande der Stadt besteht aus der Pflege eines Gartens sowie der Ernte und Verarbeitung von Obst und Gemüse. Jeder kann mitkommen, muss aber nicht arbeiten. Es besteht das Prinzip der Freiwilligkeit. Die Leute entwickeln Stolz auf ihre Produkte. Das ist eine niedrigschwellige Form, sich wieder an Arbeit zu gewöhnen, den Wunsch nach Arbeit zu entwickeln, sich etwas zuzutrauen.

Der Experte sieht ein Arbeitsangebot als wesentlich für eine Reintegration an. Reine Fürsorge leistet einer Versorgungsmentalität und Institutionenabhängigkeit Vorschub, mit einer Arbeit könnten dagegen für eine selbständige Lebensführung nötige Kompetenzen entwickelt werden. Der Befragte knüpft an das Prinzip ‚Arbeit statt Almosen‘ an, allerdings - und das ist ein grundlegender Unterschied - auf der Basis von Freiwilligkeit als Voraussetzung für eine Identifikation mit der Arbeit. Während der Wohnungslosenkariere verlorengegangenes Selbstvertrauen und Arbeitstugenden können mit niedrigschwelligen Tätigkeiten wieder entwickelt werden.

Nr. 7: Die Einbindung von Wohnungslosen in die Organisation von Projekten fördert die Identifikation und Motivation. Das muss natürlich in Abhängigkeit von den jeweiligen konkreten Fähigkeiten passieren. Phantasie und Kreativität ist gefragt bei der Bestimmung von Arbeitsfeldern, in denen Projekte angesiedelt werden sollten. Es braucht soziale Systeme, die integrierend und motivierend sind. Vorstellbar sind Projekte mit Künstlern, wo auch Obdachlose ihre Erfahrungen weitervermitteln können. Arbeit soll Spaß machen und die Erfahrungen sollen einfließen. Momentan versuche ich, einen Bauernhof in Brandenburg für ein Projekt zu nutzen.

Verankert werden sollte weiter nach Ansicht des Experten das Prinzip der Betroffenenpartizipation. Angeboten werden müssen nicht Tätigkeiten zur Überprüfung der Arbeitsbereitschaft, sondern Tätigkeiten, die vorhandene Kompetenzen und Erfahrungen des (Über-) Lebens als Wohnungslose einbeziehen und Kreativität fördern, die inhaltlich interessant sind.

Bei einer als illusorisch eingeschätzten Vermittlung in den ersten oder zweiten Arbeitsmarkt wird für alternative Entlohnungsmodelle plädiert:

Nr. 7: Sinnvoll wäre eine Art Tagelöhnerprinzip: Das Sozialamt zahlt Miete, für den Rest muss der Betroffene selbst sorgen. Das würde zwar den Verzicht auf einen Teil der Sozialhilfe bedeuten, hätte aber den Anreiz, möglicherweise mehr Geld, als die Sozialhilfe ausmacht, zu verdienen. Nötig sind differenzierte Entlohnungsprinzipien. Es braucht Phantasie für Arbeitsfelder. Man braucht Arbeitsangebote ohne bürokratische Hürden, wo einfach ein Sozialarbeiter jemanden Arbeit geben kann.

Nr.9: Die Betroffenen sollten eine (staatliche) Grundfinanzierung erhalten und dann etwas dazu verdienen können. Bei Älteren, die noch klar im Kopf sind, hat Erwerbstätigkeit einen ganz hohen Stellenwert. Es besteht eine hohe Motivation auch für gering bezahlte Tätigkeit. Die über das Sozialamt angebotenen Maßnahmen (gzA, HzA) sind meist viel zu kurz.

6.5 Vergleichende Analyse

Unter den interviewten Experten und Expertinnen dominiert eine defizitorientierte Sicht. Lediglich ein Experte verfolgt einen ressourcenorientierten Ansatz. Er geht davon aus, dass die Klienten und Klientinnen über Kompetenzen verfügen, die sie sich vor und während ihrer Wohnungslosigkeit angeeignet haben und an die angeknüpft werden kann und auch sollte. Diese Orientierung paart sich mit der Ansicht, den Wohnungslosen etwas zuzutrauen und sie zu fordern. Eine (schrittweise) berufliche Integration ist nicht das Ziel, sondern in erster Linie der Weg zur Wiedergewinnung von Handlungsautonomie. Damit grenzt sich dieser Experte von einem fürsorglich ausgerichteten Ansatz ab, der in Unmündigkeit und Institutionenabhängigkeit führt. Das Konzept erlaubt berufsbezogene Aktivitäten auf jeder Stufe des Marginalisierungsprozesses.

Dagegen wird von den restlichen Experten und Expertinnen eine berufliche Integration als nur schwer machbar oder gar unmöglich eingeschätzt. Begründet wird dies mit einer Vielzahl sich überlagernder Probleme (Suchtverstrickung, Verschuldung, Gesundheitsbeeinträchtigungen, psychische Auffälligkeiten, kriminalisierbares Handeln), der Milieubindung sowie fehlenden sozialen und persönlichen Kompetenzen. Diese Kompetenzen, die im Laufe der Wohnungslosigkeit verlustig gingen oder aber nie ausgeprägt werden konnten, werden als erforderlich erachtet für eine eigenständige Lebensführung. Die Fähigkeit, den Alltag selbstständig zu organisieren, ist wiederum Voraussetzung für eine erfolgreiche wohn- und berufsbezogene Integration. Die berufliche Integration ist damit ein fernes und zumeist zu hochgestecktes Ziel und nicht ein Mittel, (verlorene) Kompetenzen wieder zu erwerben.

Die berufsbezogene Motivation beurteilen die befragten Experten eher negativ, lediglich älteren alleinstehenden Männern wird Motiviertheit bescheinigt. Allen gemeinsam ist aber die Orientierung, dass eine berufliche Integration nur gelingen kann, wenn die Betroffenen motiviert sind. Die Expertin und Experten aus dem Jugendbereich legen ein intrinsisches Motivationskonzept zugrunde, d.h. die Entwicklung konkreter, positiv besetzter Berufsvorstellungen auf Seiten der

Jugendlichen ist Voraussetzung für einen Maßnahmeerfolg. Die Motivation der Jugendlichen für eine berufliche Orientierung soll allerdings extrinsisch erfolgen. Betroffenenpartizipation bereits bei der Entwicklung von Projekten wird nur von einem Experten (im Erwachsenenbereich) als Weg zur Entwicklung von Motivation benannt. Für wohnungslose Frauen (mit Kindern) wird der finanzielle Anreiz als erstrangig erachtet. Die Experten und Expertinnen sind sich einig, dass ein Arbeitsangebot mit Zwangscharakter als bloße Überprüfung von Arbeitsbereitschaft nicht motivationsfördernd wirkt. Einige betonen explizit, dass den Betroffenen eine Teilnahme freigestellt werden muss.

Die augenfälligsten Diskrepanzen zwischen Experten- und Betroffenenorientierung liegen im motivationalen Bereich (vgl. Kapitel 4.4). Insbesondere eine fehlende berufsbezogene Motivation bei Jugendlichen und (alleinerziehende) Frauen kann nicht durch die Ergebnisse der Klientelbefragung bestätigt werden.

Als Anforderung an Integrationsprojekte formulieren alle Experten und Expertinnen einen ganzheitlichen Ansatz, in dem die verschiedenen Probleme, vor allem aber auch Suchtprobleme, bearbeitet werden können. Präferiert werden Projekte mit gemischter Zusammensetzung, um eine (Selbst-)Ausgrenzung zu vermeiden. Arbeit sollte auch einen finanziellen Anreiz bieten, vorgeschlagen werden daher für niedrighschwellige Angebote Entlohnungsformen, die trotz Sozialhilfebezugs einen Verdienst ermöglichen. Die genannten Forderungen (inkl. des Freiwilligkeitsprinzips) wurden auch in der historischen Analyse als erfolgversprechende herausgearbeitet. Diskongruenzen ergeben sich mehrheitlich bei der Bevorzugung eines eher fürsorglich ausgerichteten Herangehens sowie einem Ausklammern von Betroffenenpartizipation.